

Zeitschrift:	Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber:	Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band:	30 (1936)
Heft:	17
 Artikel:	Eine Hirtengeschichte
Autor:	Widmann, J.B.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-926515

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der und häuserhohe Blöcke mit sich führend, bis vier Kilometer weit ins Tal, brandete an den weniger steilen Hängen des Rigiberges aufwärts und schob sich noch in den Lowerzersee vor. Eine rotbraune Staubwolke lag nun über dem Sturzgebiet, die in der Ferne den Eindruck einer Feuersbrunst hervorrief. Die Wasser des am Westende aufgefüllten, trümmerbesäten Lowerzersees fluteten gegen Seewen und richteten an den Ufern weiteren schweren Schaden an.

In kaum vier Minuten hatte sich das Unheil vollzogen. Ueber Häusern, Matten, im Raume von einer Quadratstunde lag die abgeglittene, auf 15 Millionen Kubikmeter geschätzte Felsmasse; sie war etwa 1500 Meter lang, 320 Meter breit und 32 Meter dick. In Goldau, Röthen, Busingen, Huwenloch und Lowerz wurden 99 Wohnhäuser mit doppelt so viel Scheunen und Ställen verschüttet oder in den See geschleudert. In Lowerz wurde die Pfarrkirche zerstört, in Goldau die Filialkirche und in der Umgegend noch einige Kapellen. Ueberdies wurden viele hunderte Fucharten gutes Land, sodann Straßen, in Goldau die große, gedeckte Brücke, 203 Stück Grossvieh und 120 Stück Kleinvieh verschüttet. Der Gesamtschaden wurde auf mindestens zwei Millionen „hiesiger Gulden“ berechnet. Schon in den ersten Tagen nach dem Ereignis kamen die Hilfsmannschaften aus der übrigen Eidgenossenschaft, von Zug, Luzern, Zürich usw. An Geldgaben gingen bis zum 1. Juni 1807, größtentheils aus der Schweiz, rund 122,000 Franken ein.

Als durch diese Katastrophe getötet, wurden nach und nach in die Kirchenregister 457 Personen eingetragen; die Zahl der Todesopfer war aber vermutlich um eine Anzahl unbekannter Personen größer. Auch sieben Glieder einer Reisegesellschaft aus den Kantonen Bern und Aargau kamen ums Leben. 220 Personen entrannen dem Tod, manche auf wunderbare Weise.

Zur Unterhaltung

Eine Hirtengeschichte.

Es war auf dem Rawylspätz, der von Lenk über die Berneralpen ins Wallis führt. Ein Trupp Schafe, welcher dem Bernersenn gehörten, weidete bergauf und gesellte sich schließ-

lich zu den Schafen der Walliserhirten und kehrte nicht mehr zu dem Eigentümer zurück. Da machte sich der Senn mit zwei Begleitern auf, die Tiere zu suchen. Sie entdeckten sie denn auch bald jenseits der Paßhöhe mitten unter der Walliser Herde. Aber die Walliser Hirten wollten nichts davon hören, daß unter ihren wolligen Schützlingen zugelaufene Schafe seien. Vergebens wiesen die Männer auf die Zeichen hin, an denen sie die Tiere erkannten. Die Walliser runzelten die Stirn und taten sich seitwärts zusammen, offenbar auf ihre Uebermacht vertrauend; denn es waren ihrer acht gegen bloß drei Berner. Die drei Lenker aber setzten sich auf ein Hügelchen unfern den grosslenden Gegnern, stopften ihre Holzpfeifchen und brannten sie an. Da saßen sie, ruhig schmauchend, wortlos, angetan mit der Ruhe der bernischen Rasse, Soldaten gleich, die vor der Schlacht noch gemütlich abkochten und sich stärken. Nachher kann's losgehen.

Wie nun die blauen Rauchwölkchen so in der Luft sich kräuselten und ein Windzug den angenehmen Geruch des Tabaks zu den acht Wallisern trieb, da begannen diese zu schnuppern gleich Hunden, denen die Witterung eines Rehes in die Nase kommt. Zufällig traf es sich, daß diesen acht Hirten schon längst der Tabak ausgegangen war, und niemand brachte ihnen solchen in die Einöde. Nun hatten sie bis dahin die Entbehrung ruhig ertragen; aber jetzt diesen Rauch der drei Berner zu riechen und selbst nur leere Pfeiflein in den betrübten Hosentaschen stecken zu haben, das war für diese Leute eine Qual. Sie konnten der Lockung nicht widerstehen. Sie schoben sich so allmäliglich, wie zufällig, an die drei Sennen von Lenk heran, machten die freundlichsten Gesichter, die sie zu machen verstanden, brummten etwas von „späterem nochmals Besuchen der Schafherde“ und gaben deutlich zu verstehen, daß sei doch ein gar famoser Tabak, den ihre Gäste von da drüben rauchten.

Der starke Senne, ein gutmütiger und friedliebender Mann, wie es echte Kraftnaturen in der Regel sind, zwinkerte seinen Begleitern mit den Augen fröhlich zu. Er fragte dann die Walliser unbefangen, ob sie etwa ein wenig von diesem Tabak probieren wollten. Ob sie wollten! Da kamen aus den Abgründen von acht abgeschossenen Bauernsammethosen acht schwärzliche Pfeifenstummel hervor und wurden rasch gefüllt. Nun saßen die Männer zusammen wie zwei Indianerstämme, wenn

ums Beratungsfeuer herum die Friedenspfeife dampft. Den Wallisern kam bald vor, wer so ordentlichen Tabak führe und davon so frei-gebig austeile, könne kein schlechter Mensch sein. Ein Wort gab das andere und als die Pfeifen zum ersten Male ausgelopft wurden, war man schon darüber einig, man wolle die Berner Schafe von den Wallisern auszuscheiden versuchen. Aber wie das machen? Die Herde war eine überaus große, und die Tiere waren nicht so deutlich gezeichnet, daß man nur in den paar so oder so gezogenen Rötelstrichen überm Bliefe mit Bestimmtheit erkennen könnte, welche Schafe nach Lenk gehörten und welche der Walliser Eigentum waren.

Da wußte wiederum der ebenso kluge als starke Senne Rat. Er hieß alle Männer eine Anzahl kleiner hölzerner Knebel, die sie da zum Feuermachen in Bereitschaft liegen hatten, vom Boden aufnehmen, und auf ein gegebenes Zeichen mußten sie diese Hölzer mit großem, plötzlichem Geschrei unter die Herde werfen. Ein wilder Schrecken zersprengte augenblicklich die Herde nach allen Richtungen. Eine Minute später geschah, was der Senne erwartet hatte: die Schafe aus Lenk hatten sich unwillkürlich zu einem Trupp geschart um ihren Leithammel und sich so von der Walliser Herde ausgeschieden, die an einer andern Stelle zusammengedrängt stand. Denn in der Gefahr wird jedes Geschöpf der ältern Zusammengehörigkeit mit seinesgleichen bewußt. So war nun deutlich bewiesen, welche Tiere nach der bernischen Seite gehörten, und im Frieden zogen die Berner talwärts, nachdem sie noch einmal die acht hungrigen Walliser Pfeifen tüchtig gestopft hatten.

Aus: J. B. Widmann, Spaziergänge in den Alpen.

Die barmherzige Samariterin.

Lagen da in einem Krankenhaus zwei Schwerfranke in einem Saal. Sie waren allein übrig geblieben. Ihre Leidensgenossinnen waren entweder gestorben oder in ein Sanatorium verbracht worden. Beide wußten, wenn es ganz schlimm wird, dann werde ich von den pflegenden Schwestern ins Sterbezimmer verbracht, hoffentlich kommt's nie dazu! Das Leben wird so wertvoll, wenn der Tod herbeikommt! Nun war es aber mit der einen der beiden Kranken so weit, daß die gefürchtete Verbringung ins Sterbezimmer notwendig

schien. Ach, wie fürchtete sie sich davor! War denn keine Möglichkeit mehr, gesund werden zu können? Sie stand ja erst am Beginn des so reichen Lebens; ein tüchtiger junger Mann hatte ihr seine Liebe geschenkt und war auch der Kranken treu geblieben; kaum einmal hatte er es unterlassen, sie am Besuchstage zu grüßen. Ihre Mitpatientin sah die Furcht und das Bangen; — konnte sie nicht irgendwie Hilfe oder doch Linderung schaffen? Sie winkte die Schwester herbei an ihr Bett und flüsterte mit ihr. Bald darauf wurde sie in ihrem Bett aus dem Zimmer geschoben und wartete nun im Sterbezimmer, bis die Sterbende, die im großen Saal verbleiben konnte, durchs dunkle Todes-tal hindurchgewandert war. Gehe hin und tue desgleichen!

K. P.

Aus der Welt der Gehörlosen

Was Gehörlose erzählen.

Ich bin taubstumm geboren. Als ich ein Jahr alt geworden war, haben meine Eltern und Geschwister erst bemerkt, daß ich nicht hören könne. Als ich noch im Wieglein war, haben meine Schwestern mir von außen gerufen; aber ich habe mich nicht dorthin gewendet, von woher mir gerufen wurde. Deshalb haben sie erst meine Gehörlosigkeit feststellen müssen. Auch bei meiner älteren gehörlosen Schwester war es der gleiche Fall. Nämlich als sie schon drei Jahre alt war, haben die Eltern erst bemerkt, daß sie gehörlos sei. Weil die Schwester damals sehr gewandt und lebhaft war wie ein hörendes Kind, haben sie noch nicht gewußt, daß sie nicht höre. Bevor ich in eine Taubstummen-Anstalt verbracht wurde, habe ich daheim bei meiner Mutter immer in der Haushaltung ausgeholfen und im Wald Dürrholz gesammelt. Dabei bin ich immer stumm geblieben. Meine gehörlose Schwester ist in der damaligen Taubstummenanstalt Zofingen bei Herrn Brack vorzüglich unterrichtet worden. Leider mußte diese Anstalt bald nachher aufgelöst werden, und die noch dort übrig gebliebenen Kinder mußten auf den Landenhof versetzt werden zur Vollendung ihres unterbrochenen Unterrichtes. Als ich acht Jahre alt geworden war, haben meine Eltern mich auf den Landenhof gebracht. Ich habe Heimweh bekommen nach Hause, wo ich so